

Kapitel 1

Was ist Denkmalschutz?

Die denkmalgeschützte und die nicht geschützte Immobilie unterscheiden sich lediglich durch das Schriftstück der Unterschutzstellung. Als Behörde obliegt es dem Bundesdenkmalamt, Bauwerke zu schützen und geschützte Bauwerke langfristig zu erhalten und so vielen Menschen wie möglich zugänglich zu machen. Um diese Aufgabe zu erfüllen, hat es einen umfassenden Erfahrungsschatz im richtigen und sinnvollen Umgang mit historischer Bausubstanz, der für Sanierungen des Altbestandes, ob unter Denkmalschutz oder nicht, von großem Wert ist.

1. Denkmalschutz versus „normaler“ Bestand

1.1. Das Bild der Denkmalpflege

Das Bild der Denkmalpflege in den Köpfen der Österreicher ist vielschichtig und hängt in hohem Maße von persönlichen Erfahrungen, Bildung, Medienberichterstattung und regionalen Gegebenheiten ab.

Viele Österreicher empfinden Denkmäler – insbesondere historische Gebäude, Schlösser, Kirchen und Altstädte – als stolzen Teil ihrer kulturellen Identität.

Wien, Salzburg, Graz oder Innsbruck werden vor allem über ihr historisches Stadtbild definiert. Die Denkmalpflege wird hier oft positiv mit dem Erhalt von Schönheit, Kultur und Tourismus assoziiert. Der Stephansdom oder das Schloss Schönbrunn sind für viele Österreicher nicht nur Sehenswürdigkeiten, sondern auch emotionale Bezugspunkte.

Ältere Menschen und kulturinteressierte Gruppen haben oft ein höheres Bewusstsein für die Bedeutung von Denkmalpflege, während jüngere Generationen Denkmäler als „gegeben“ erleben. Sie nutzen sie für Instagram und andere soziale Medien als Kulisse und Motiv. In Schulen wird Denkmalpflege eher stiefmütterlich bis gar nicht behandelt, was zu einem diffusen und lückenhaften Bild führt.

1.1.1. Zwischen Schutzengel und Spaßbremse

Wenn wir ehrlich sind: Nicht alle sind gut auf die Denkmalpflege zu sprechen. Vor allem jene, die selbst ein denkmalgeschütztes Haus besitzen, empfinden sie manchmal als zähen Mühlenbetrieb. Da möchte man die alten Fenster endlich austauschen – und steht plötzlich vor einem Antrag, einer Frist, einem Gutachten. Manche sagen dann: „Die lassen einen ja nix machen!“ Andere fühlen sich an Kafka erinnert, wenn sie versuchen, durch die Paragraphenlandschaft zu navigieren.

Bauherren, Investoren, Immobilienentwickler – sie erleben die Denkmalpflege bisweilen als Bremse in einer Welt, die nach Tempo und Effizienz verlangt. Besonders in Städten, wo Wohnraum knapp und Energieeffizienz das Gebot der Stunde ist, entzünden sich Debatten an der Frage: Dürfen wir das

alte Dach ausbauen? Wo sollen die Solarpaneele hin? Muss diese Fassade wirklich so bleiben?

Solche Diskussionen sind nicht neu. Und sie sind auch nicht unberechtigt. Die Balance zwischen Bewahren und Erneuern ist eine Gratwanderung, ein Seiltanz zwischen Geschichte und Zukunft.

1.1.2. Denkmalgeschützter Bestand als Sehnsuchtsort

Österreich profitiert jedoch wirtschaftlich massiv vom Kulturtourismus. „Niemand von uns würde freiwillig in irgendeine Vorstadt fahren und dort Urlaub machen“, so formuliert es Michael Zinner, Mitgründer und Partner von Querkraft Architekten, im Podcast „Simple smart buildings“ von Friedrich Idam. Das Land Österreich und alle seine Bewohnerinnen tun deshalb gut daran, das Bild der Denkmalpflege, die Welterbestätten und den Ortsbildschutz in der Öffentlichkeit positiv zu steuern und bewusst zu stärken. Viele Menschen und damit Touristen schätzen historische Stadtbilder – ohne sich dessen bewusst zu sein, dass deren Erhalt eine Folge aktiver Denkmalpflege ist.

Das Bild der Denkmalpflege in Österreich ist also ambivalent. Sie wird wertgeschätzt als Bewahrerin des kulturellen Erbes, aber auch misstrauisch beäugt von Bauherren und Investorinnen. Sie ist im Alltag allgegenwärtig als Altstadt, Kirche, Fassade oder Stadtbild und wird dennoch kaum verstanden.

Um Kirchen oder staatlichen Schlossbesitz wird es in diesem Buch weniger gehen: Wir beschäftigen uns mit den Denkmälern im privaten Eigentum. Wir zeigen Ziele und Prozesse im Umgang mit Denkmälern auf und wollen dabei Lust auf Denkmal, Lust auf historische Bausubstanz machen.

2. Wie die Charakteristik von Orten entsteht

.....
Es ist die Pflicht der Denkmalpflege, nicht nur Meisterwerke zu retten, sondern auch die bescheidenen Zeugnisse des Volksgеistes. (*Max Dvořák*)
.....

Nur wer seine Aufmerksamkeit für die bauliche Umgebung schult, ist in der Lage, die Vielfalt des gebauten Bestandes und seine Eigenheiten wahrzunehmen.

men. Deshalb gibt es in allen touristisch frequentierten Orten Guides zum Lesen oder Hören, die die Aufmerksamkeit auf Besonderheiten lenkt: die hohen und spitzen gotischen Fenster, die Gewölbeformen, die marmorne oder hölzerne Ausstattung. Doch nicht nur Kirchen sind bewusst gestaltet. Auch Gebäude, die wir im Alltag benutzen, sind im Hinblick auf bestimmte Ziele gestaltet. Je bewusster und gekonnter ein Gebäude gestaltet und gebaut wurde, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass es viele Jahrhunderte überdauert. Allein die Tatsache, dass ein Gebäude 100 Jahre oder mehr, also immerhin schon vier Generationen (und zwei Weltkriege) überdauert hat, spricht in dieser Hinsicht für seine Qualität.

2.1. Ein Bauwerk in seiner Entwicklung sehen lernen

Die folgenden Gesichtspunkte können Ihnen eine Hilfestellung geben, um das Bauwerk, mit dem Sie sich beschäftigen, besser einordnen zu können.

2.1.1. Regionaltypische Bauformen

Neun Bundesländer, neunmal ein anderes Österreich. „Den Österreicher“ scheint es nicht zu geben – stattdessen den Tiroler, den Vorarlberger, den Burgenländer, und der Wiener ist sowieso anders. Innerhalb der Bundesländer existieren weitere Unterscheidungen, die einmal mehr, einmal weniger ernsthaft und pointiert verteidigt und gelebt werden.

So verschieden wie die Menschen, so unterschiedlich zeigen sich auch die regionaltypischen Bauformen.

Warum ist das so?

Zunächst brachten die Naturräume vielfältige Möglichkeiten hervor, das Auskommen einer Familie zu sichern. Wein im Burgenland, Erzabbau um den Erzberg herum, Holz für die Vorarlberger: Aus dem, was die Natur anbot, wurden Chancen genutzt. Daraus wurden baulich Kellerstöckl, Streckhöfe, Weghämmer, Gattersägen, Bauernhäuser, Zinshäuser. Die Verpflichtung zur Abgabe von Getreide an die Obrigkeit führte zu Granarien, das sind große Kornspeicher. Im Mostviertel entwickelte sich der Vierkanter als baulicher Typus für die Verarbeitung von Äpfeln und Birnen.

Die Anordnung von Toren, die Firstausrichtung von Gebäuden, die Bauformen, die Anzahl der Geschoße und die Größe der Baukörper entsprangen also nicht zufällig, sondern aus den Erfordernissen des Alltags. Gearbeitet wurde mit den Baumaterialien, die vorgefunden wurden und verarbeitet werden konnten.

Die Vielfalt der baulichen Typen entstand häufig ohne Architekt – aus rein praktischen Erwägungen. Man nennt diese Art des Bauens ohne Architekt vernakuläre Architektur. Der Begriff vernakulär stammt aus dem Lateinischen und bedeutet übersetzt etwa „einheimisch“. Häufig ist der Entwerfer unbekannt, oft waren es Baumeister aus der Region.

Die praktischen täglichen Erfordernisse, vorhandene Techniken, regionale Baumaterialien und regulatorische Eingriffe bestimmten die Bauform. Die Weinpresse erforderte gewisse Baulängen und Bauhöhen, die Weinlagerung fand bevorzugt im gleichmäßig temperierten Erdkörper statt. Der „Schopf“ in Vorarlberg ist ein halböffentlicher Übergangsraum zwischen Stallgebäuden und Wohnräumen/Küche, in dem gegessen wurde, ohne dass die Arbeitskleidung abgelegt werden musste.

2.1.2. Bauliche Vorschriften und Gewinnabsichten

Manchmal folgte die Entstehung von Bauwerken auch baulichen Vorschriften. Dies trifft insbesondere auf das städtische Umfeld zu. Vorschriften zu Bauhöhen und Bestimmungsvorgaben führten in Wien zur Einführung von „Mezzaningeschoßen“. Das sind Halbstöcke, die nicht die erforderliche Raumhöhe für Vollgeschoße aufweisen. Damit umgingen Eigentümerinnen die Bauordnung, die eine maximale Stockwerkszahl vorsah, oder auch die Stockwerksteuer. So entstanden neben Mezzaninen in Wien auch Tief- und Hochparterre sowie Halbstöcke. Neben einer hohen Eingangshalle gelegen konnten Mezzanine Räume ausfüllen, in denen beispielsweise Dienstboten untergebracht wurden.

Wenig überraschend war man auch schon früher stets bemüht, unter den gegebenen Voraussetzungen das Maximum an Ertrag aus den Gebäuden abzuschöpfen.

2.1.3. Vom Handwerk zu industriell gefertigten Bauelementen

Stiegegeländer wandelten sich über die Zeit von Führungen aus Stein über einfache geschmiedete Handläufe hin zu industriell hergestellten Geländern tüchtiger Unternehmer: Wer einige Wiener Stiegehäuser „begangen“ hat, kann sich den damaligen Bestellkatalog lebhaft vorstellen.

Für Stuckelemente gab es ebensolche Kataloge bei Wienerberger, und die Geschwister Schwadron regierten den Markt der Fliesen.

Die einflügeligen und „pflegeleichten“ Kunststofffenster haben mancherorts das zweiflügelige und gegliederte Kastenfenster vollständig verdrängt.

Fertigteildecken aus Stahlbeton ersetzen raumfressende Gewölbestructuren, industriell hergestellte und billige keramische Fliesen werden statt empfindlicher und schwerer handgefertigter Zementfliesen eingesetzt.

2.1.4. Steigerung der Wohnbehaglichkeit

Imponierend ist der Zuwachs an Wohnbehaglichkeit über die letzten 100 bis 150 Jahre. Dominierte im ausgehenden 19. Jahrhundert noch immer der einsame Kohleofen, dessen Rauchausscheidungen dem Wiener eine Sommerfrische bei klarer Luft in Höhenlagen am Semmering erforderlich machten, sorgten später Gasanschlüsse für beschwerdefreien Zugang zu Brennstoff.

In Gemeindebauten sorgten Bassenas dafür, dass auch Menschen mit geringem Einkommen Zugang zu fließendem Wasser hatten und sich waschen konnten. Die Bassena, die sich alsbald zum sozialen Treffpunkt entwickelte, war gewissen politischen Flügeln ein Dorn im Auge. So wurde der Einbau von Bädern in den Wohnungen selbst befördert. Damit veränderte sich wiederum die Rolle – und das Geschäftsmodell – der städtischen Brausebäder.

Der heute vorgestellte Wohnkomfort mit gleichmäßig temperierten Räumen über alle Jahreszeiten, luxuriösen Bädern und teuren Küchen ist ein Novum in der Baugeschichte – und durchaus auch immer wieder zu hinterfragen.

2.1.5. Trennung von Wohnen und Arbeiten

Fast alle alten Häuser auf dem Land und in den kleinen und mittleren historischen Städten sind in ihrem Ursprung Bauernhäuser. Hinter den straßen-

seitigen Wohnhäusern lagen Viehställe oder Weinpressen und Scheunen für den Ertrag der Felder außerhalb der Mauern. Diese Ackerbürgerhäuser, die heute manchmal in städtische Lagen gerutscht sind, bewahren sichtbar bäuerliche Tradition.

Handwerkshäuser mit Durchfahrten und Werkstätten im Erdgeschoß und Wohnungen in der darüberliegenden „Beletage“ prägen noch heute ganze Stadtviertel.

Wohnen und Landwirtschaft, Wohnen und Handwerk, Wohnen und Regieren fielen früher zusammen. Industrialisierung und Arbeitsteilung trugen in der jüngsten Vergangenheit dazu bei, Wohnen und Arbeiten zu trennen. Architekten und Stadtplaner beschleunigten diesen Prozess.

2.1.6. Wandel von Bedürfnissen

Wir erleben zunehmend, wie schnell Bedürfnisse sich wandeln können. Während der Phase von Corona mit ihren Einschränkungen der Bewegungsfreiheit wurde der persönliche Raum im Freien, auf Balkon, Garten oder Terrasse – insbesondere in der Stadt – zum wichtigen Gut. Private Pools erlebten am Land einen Boom.

Politische Veränderungen wie der Fall des Eisernen Vorhangs sorgen für eine neue Bedeutung ganzer Landstriche. Eine Stadt wie Wien ist plötzlich wieder in die geografische Mitte Europas gerückt und erlebt seit den 1990er Jahren einen Bevölkerungszuwachs wie zuletzt 100 Jahre davor. Regionen wie das Waldviertel erfahren dagegen eine Abwanderung junger Fachkräfte in wirtschaftsstarke Regionen; Firmengebäude und Häuser liegen plötzlich brach. Die Abwanderung der Textilindustrie aus Österreich verwandelt eine Vielzahl von Gebäuden in Brachen.

2.1.7. Wirtschaftliche Rahmenbedingungen

Unterbrochene globale Lieferketten durch verstopfte Wasserstraßen oder veränderte Zollbedingungen werfen die Frage auf, ob Wirtschaftszweige nicht wieder vermehrt im eigenen Land aufrecht erhalten bleiben sollten. Das erzeugt neue Bauaufgaben – oder auch: Neunutzungsfragen für den Bestand.